

Die Lesekultur und die Zukunft des Glaubens

Von Otto B. Roegele

Das Christentum ist heute wie seit Jahrhunderten eine Buchreligion. Was Jesus von Nazareth seinen Jüngern als Botschaft aufgetragen, was er durch sein Tun und Handeln der Menschheit zu sagen gehabt hat, ist in einem Buch aufgeschrieben. Die Vorgeschichte seines Erscheinens in der Welt steht in einem Buch, das seit mehr als zweitausend Jahren die Grundlage der Existenz des jüdischen Volkes ist. Die beiden Testamente, das Alte und das Neue, halten die Christen verschiedener Konfession und unterschiedlicher Nationalität zusammen, Katholiken und Protestanten, Orthodoxe und Anglikaner, sogar Freikirchler und »unabhängige Bibelforscher«. Wenn es Streit zwischen ihnen gab – und es hat viel Streit gegeben –, dann nicht über die Verbindlichkeit der heiligen Bücher selbst, sondern über die Auslegung der in ihnen enthaltenen Texte.

Das war immer so, seitdem die mündliche Überlieferung in den christlichen Urgemeinden mitsamt der »Naherwartung« der Wiederkehr des Messias erloschen war, also etwa seit der Wende vom ersten zum zweiten Jahrhundert. Wer des Lesens kundig war, hatte unmittelbaren Zugang zu den heiligen Schriften. Anderen wurden sie vorgelesen, erzählt, ausgelegt. Das ganze Mittelalter hindurch bildeten die Geschichten des Alten und des Neuen Testaments die Hauptinhalte der Malerei und Plastik, sie traten jedem Kirchenbesucher in mannigfacher Verwandlung und Anverwandlung, Ausschmückung und Ausdeutung überall vor Augen. Die farbenprächtigen Fenster der Kathedralen hat man »Bibel der Armen« genannt, weil sie in unerschöpflicher Erzählfreude schilderten, was die Schrift bezeugte.

Daß sich der Ausdruck »Bibel« in den modernen europäischen Sprachen durchgesetzt und erhalten hat, ist der eindrucksvollste Beweis für die einzigartige Rolle, die der von ihm gemeinte Gegenstand in unserer Religions- und Geistesgeschichte spielt: *biblos* heißt griechisch einfach Buch. Die Bibel ist das Buch schlechthin, das Buch der Bücher.

Man sollte meinen, daß die christlichen Kirchen ihr Äußerstes täten, um für die ständige und verständige Lektüre dieses ihres grundlegenden Buches zu werben, daß sie alle Möglichkeiten nutzten, um neue Leser für dieses Buch zu gewinnen, seine Lektüre attraktiv zu machen, seine Verbreitung zu fördern. Aber nein, es mußte ein Kettenladen-Kaffeeröster kommen, um innerhalb von acht Tagen einige hunderttausend Bibelbände unter die Leute zu bringen, »Prachtbände« natürlich und zu günstigem Preis; aber hat er nicht auch etwas daran verdient?

Man sollte ferner meinen, daß Religionsgemeinschaften, deren Grundlage ein heiliges Buch darstellt, einige Anstrengungen unternehmen müßten, um die Kunst des Lesens allenthalben voranzubringen. Es ist ja nicht damit getan, daß Kinder in der Schule die Technik lernen, Buchstaben zu entziffern. (Ganz zu schweigen davon, daß es nach Auskunft von Experten der UNESCO in unserem Lande vier Prozent »echter« Analphabeten gibt, und zwar ohne Einrechnung der nichtdeutschen Bevölkerung.) Wenn nämlich diese Schulkenntnisse im späteren Leben nur dazu genutzt werden, die Gebrauchsanweisungen für ein Haushaltsgerät oder die Fragen auf einem amtlichen Vor-

druck zu lesen, kann von Kunst des Lesens nicht die Rede sein, eher von »funktionalem Analphabetismus«. Und hier liegt der Prozentsatz gewiß weit höher.

Lesen will nicht *nur* in der Schule gelernt sein. Um den Inhalt eines längeren Textes aufnehmen zu können, braucht der Leser nicht allein die Fähigkeit des Dekodierens symbolischer Zeichen. Es kommt auf Vorverständnisse an, auf Konzentration und Geduld, auf die Bereitschaft zum Abschalten von anderen Sinneseindrücken. Gerade dazu bedarf es heute besonderer Energie. Das Angebot bewegter Bilder durch das Fernsehen ist wohl die stärkste Konkurrenz für das ernsthafte, nicht nur flüchtige Lesen. Weil das Fernsehen auch Politik und Information, selbst Wissen und Kunst mit den bewährten Mitteln der Unterhaltung darbietet, entfaltet es ein hohes Ablenkungspotential. Lesen ist anstrengender als Fernsehen, und das ist das erste, was bemerkt wird. Daß das Lesen die eigene Phantasie stärker anregt, die innere Bilderwelt in Bewegung bringt, im ganzen reichere Früchte trägt, wird erst später wahrgenommen.

Es ist gewiß gut und richtig, ja wohl unerlässlich, daß die christlichen Kirchen ihre Botschaft auch in den elektronischen Medien verkündigen, die Medien der Flüchtigkeit sind. Aber eben *auch*. Sie dürfen darüber nicht vergessen, daß der Kernbestand dessen, was sie zu verkündigen haben, schriftlich niedergelegt ist und im Original nur nachgelesen werden kann. Das Beste, was sie dafür tun können, ist die Heranführung an das Original. Deshalb müssen sie sich, ob es ihnen paßt oder nicht, etwas einfallen lassen, um dem Verfall der Lesekultur, von dem jeder Lehrer von der Grundschule bis zur Universität berichten kann, entgegenzuwirken. Es geht da nicht um Moden und Tendenzen, die kommen und gehen, ohne daß man sich besonders aufregen müßte. Für eine Buchreligion ist es eine Sache auf Leben und Tod, wie es mit dem Lesen gehalten wird.

Man kann da auch einiges tun. Sprachminderheiten, die um das Überleben ihrer Eigenart kämpfen müssen, haben längst den Vorlese-Wettbewerb als ein hervorragendes Stimulans für groß und klein entdeckt. Auch die Seelsorger für die ausländischen Arbeiter in unserem Land machen gute Erfahrungen mit dieser Methode. Der sportliche Ehrgeiz der Kinder, ja ganzer Familien wird geweckt, und da man sinngemäß und ausdrucksvoll nur vorlesen kann, was man verstanden hat,* kommt auch das Glaubensgespräch in Gang zwischen alt und jung, zwischen Lehrer und Schüler. Warum gibt es keinen solchen Wettbewerb im Vorlesen der Heiligen Schrift bei uns? Wer im Gemeindegottesdienst zuhört, wie gutwillig-schlampig da oft vorgetragen wird, wie mancher Lektor sich zutraut, einen Paulus-Brief vom Blatt zu lesen, den er vorher nie zu Gesicht oder Gehör bekommen hat, der kann sich mehr Übung, mehr Leidenschaft, mehr Ernst nur von Herzen wünschen.

Wer die Plakate und Ankündigungen für Veranstaltungen der Jugendverbände, der Studentengemeinden und mancher Erwachsenenbildungswerke anschaut, kann sich nur wundern, einen wie geringen Anteil die biblischen Themen ausmachen. Über das Verhältnis von Marxismus und Psychoanalyse, über Selbsterfahrungsgruppen und das Elend der Dritten Welt gibt es umfassende Vortragszyklen, Seminare, Schulungen und »Aufbereitungen«. Aber wo gibt es den regelmäßig stattfindenden Bibel-Kreis, die Einführung in das Markus-Evangelium, die gemeinsame Lektüre der Leidensgeschichte? Wäre solches nicht wichtiger, vielleicht sogar wichtiger als die Podiumsdiskussionen über neueste Varianten der Befreiungstheologie oder Einführungen in Praktiken der indischen Esoterik?

Hier wäre ein Kampf zu führen, ein Sieg zu erringen, an dem die beiden Kirchen in gleichem Maße beteiligt sind. Es ist dieselbe Bibel, die bekannt gemacht werden soll. Was die »kirchentrennenden Übersetzungsunterschiede« angeht, so fallen sie für die Praxis kaum ins Gewicht, und wo sie es tun, sind sie gerade sehr geeignet, zum Ausgangspunkt klärender Gespräche zu werden. Man beklagt den Stillstand in der ökumenischen Bewegung – warum schreitet man nicht dort voran, wo es keine Hindernisse in der Sache gibt? Der Vorlesewettbewerb ließe sich innerhalb und zwischen den Gemeinden verschiedener Konfessionen organisieren ... Proklamationen und Leitworte kämen dabei zwar nicht heraus, aber es wäre ein nicht gering zu achtender und vor allem ein konkreter Erfolg, wenn tausend junge Menschen sich neu in der Heiligen Schrift auskennen!

Die Kirchen würden mit einer solchen Förderung der Bibel-Lektüre in erster Linie sich selbst und der Sache, für die sie da sind, einen Dienst erweisen. Sie würden aber darüber hinaus einen wertvollen Beitrag zur allgemeinen Volkskultur leisten. Zu allen Zeiten war die Bibel nicht allein ein Buch der Glaubensoffenbarung, sondern auch ein Bildungsbuch. Wer sich mit ihm beschäftigte, mußte sich mit seinen oft nicht ganz leicht aufschließbaren Inhalten auseinandersetzen. Er erwarb auch einen Bestand an Bildern, Weisheiten und Verständigungsmitteln. Solange die Geschichten und Gleichnisse der Bibel zum geistigen Bestand der Allgemeinheit gehörten, lag die Gefahr eines platten Rationalismus der Gedanken und der Sprache weit in der Ferne. Was die Heilige Schrift für das Werden des deutschen Geistes und der deutschen Sprache seit den Tagen des Gotenbischofs Wulfila und besonders durch Martin Luther und seine bis heute unerreicht kraftvolle Übersetzung hat, ist ein Thema für sich und allein schon Grund genug für intensive Beschäftigung ein Leben lang. Dieses Buch hat die Gedankenwelt der Nation wie kein zweites geprägt. Wenn es in Vergessenheit gerät, wenn es »außer Kurs« kommt, weil sich niemand mehr anstrengt, es zu erfassen, zu begreifen, sich anzueignen, zum Eigentum zu machen – dann wird diese Nation nicht mehr die gleiche sein wie ehemals.

Gerade weil das so ist, erfüllen die Kirchen auch eine Pflicht historischer Dankbarkeit, wenn sie dafür sorgen, daß die Bibel ihren Rang und ihre Fruchtbarkeit behält, als Bildungsquelle der Nation. Kein großes Drama unserer Literatur, Bertolt Brecht eingeschlossen, läßt sich verstehen, wenn die Zitate und Bilder aus der Heiligen Schrift nicht präsent sind. Auch der Atheist und antikirchliche Marxist wirkt mit an diesem Gewebe aus literarischer Tradition und Glaubensüberlieferung. Auch wer die Zehn Gebote öffentlich verwirft, ruft damit ihre Existenz in Erinnerung. Daher ist es kein Wunder, daß der Generationen-Umbruch, der seit den späten sechziger Jahren im Gange ist, die allgemeine Bildungstradition ebenso erfaßt wie die religiöse.

Was für ein Mißverständnis ist es unter diesen Umständen, wenn moderne Übersetzungen (auch kirchenamtlich gebilligte und sogar für den gottesdienstlichen Gebrauch verordnete) die großartige Sprache der Bibel heruntertransformieren auf die Niederspannung unserer Alltagssprache – in der Absicht, die Botschaft des Glaubens annehmbarer zu machen! Da wird auf Konjunktiv und indirekte Rede verzichtet, weil beide angeblich störend wirken. Woher wissen das die Verantwortlichen? Vielleicht von Schulreformern, die weniger das Lernen fördern als das Lehren erleichtern wollen? Trauen sie dem Bibelleser von heute so wenig Sprachkompetenz zu, daß sie es vorziehen, ihm eine vergrößerte und verundeutlichte Textgestalt zuzumuten?

Ganz zu schweigen von Fehlleistungen wie der, die das »Licht unter den Eimer« statt »unter den Scheffel« stellte und aus »Schafen und Böcken« nun »Schafe und Ziegen« hat werden lassen – eine philologisch durchaus nicht gebotene Änderung von eher komischem Reiz. Ganz zu schweigen von dem Mangel an Sensibilität für Poesie und Rhythmus des Ausdrucks: Wo es in der Erzählung vom Gang nach Emmaus früher hieß: »Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt«, steht nun: »Bleib bei uns, es wird bald Abend ...« (Lk 24,29). Warum durfte bei Lk 2,5 nicht stehen bleiben: »Maria bedachte all diese Worte in ihrem Herzen«? Warum muß es nun heißen: »Seine Mutter bewahrte alles in ihrem Gedächtnis«?

Die Bibel ist ein heiliges Buch – freilich nicht in dem gleichen Sinne wie der Koran für den Islam. Die Bibel ist nicht selbst Quelle göttlicher Offenbarung, sondern die Niederschrift dessen, was Jesus gesagt und getan hat. »Der Glaube kommt vom Hören« (ἡ πίστις ἐξ ἀκοῆς), und was wir in der Heiligen Schrift lesen oder aus ihr vorgelesen bekommen, sind Aufschreibungen, Verstetigungen dessen, was gehört und mündlich überliefert wurde. Es gehört nicht zu meinem Thema, auf die Streitigkeiten um Entstehungszeit und Authentizität dieser Aufschreibungen einzugehen, auf die Folgen der nun schon »klassischen« Bibelkritik und den jetzt wieder »neuen Fundamentalismus«. Mir geht es um die menschlichen Bedingungen beim Lesen der Bibel, innerhalb und außerhalb des Gottesdienstes, und um die Bedeutung, die dieser leisen oder lauten Lektüre für die Weitergabe des Glaubens zukommt.

Seitdem die Texte der katholischen Liturgie in der Landessprache vorgetragen werden, sind auch katholische Gottesdienstbesucher für diese Fragen sensibler geworden. Da muß manch einer feststellen, daß er die vorgetragene Lesung nicht verstehen, ihren Sinn nicht erfassen kann, weil der Vortragende offenbar selbst nicht weiß, was er vorliest, nicht richtig betont und nicht sinngemäß phrasiert, Eigennamen falsch ausspricht und Silben trennt wie ein Computer der ersten Generation. Da hilft auch keine noch so aufwendige Mikrophon- und Lautsprecheranlage. Da hilft nur ein gründliches Selbststudium, eine gut angeleitete Lektorenvorbereitung, ein redliches Bemühen in Respekt vor den Texten und vor den Zuhörern. Das ist schon in ganz weltlichen Zusammenhängen so; wir sollten nicht weniger darauf achten, wenn es um Geistiges, um Geistliches geht.

Die Frage, wie es mit der »Lesekultur« in einem Volk beschaffen sei, hört sich zunächst akademisch, aber auch etwas modisch an. Ist das nicht ein Problem der Literaten, der Bildungsbürger, der Intellektuellen, der Leute aus der Produktion von Gedrucktem? Was geht es die Allgemeinheit an? Und warum muß es gleich eine ganze neue »kultur« sein, eine von vielen neuen Bindestrich-Kulturen, die uns in den letzten Jahren, regelmäßig mit höchsten Ansprüchen ausgestattet, beschert worden sind? Wenn die Leute sich nur einigermaßen zurechtfinden im Leben, ist es dann nicht gleichgültig, auf welche Weise sie die nötigen Informationen und »Lebenshilfen« gewinnen? Bietet sich in unserem »elektronischen Zeitalter« nicht eben eine andere, eine neue, von bewegten Bildern ausgehende Art der Übermittlung an, die leichter aufgenommen wird, weil sie ohne Mühe und sogar als Unterhaltung eingängig ist?

Es wäre ein folgenschwerer Irrtum, glaubte man, der zunehmende Gebrauch elektronischer Apparate lasse den Erwerb und die Beherrschung der »Kulturtechnik Lesen« immer weniger wichtig und schließlich ganz überflüssig erscheinen. Eher im Gegenteil: Auch der Computer »liest« und druckt Lesbares aus. Auch der Redakteur am Bild-

schirm hat es mit Texten zu tun, die er lesen und redigieren muß. Auch wer, statt Bibliothekskataloge zu wälzen oder Stichwortkarteien zu mustern, den Computer nach einem Buchtitel, einem Autor oder einem Artikel befragt, muß seine Fragen in einer lesbaren Fassung eingeben.

Aber von diesem naiven Aberglauben, man werde das Lesen in Bälde nicht mehr zu erlernen brauchen, soll hier nicht weiter die Rede sein. Es geht ja heute nicht im Ernst darum, daß die technische Fertigkeit des Lesens aufgegeben oder nur noch für eine Auslese von Spezialisten aufrechterhalten werden soll. (Das ließe sich schon eher vom Schreiben sagen, von einer Rückkehr also zur Bildungstradition des Mittelalters.) Es geht heute vielmehr um den »höheren« Analphabetismus, um das, was die Leute aus dieser technischen Fertigkeit des Lesens machen oder nicht machen, wieweit sie sie einüben, auf welchem Niveau und in welcher Weise sie sie ausüben, wie sie sie zu Entfaltung ihrer Persönlichkeit und zur Erfüllung ihrer persönlichen und sozialen Pflichten nutzen.

Die Jugendpsychologin Christa Meves hat sehr eindrucksvoll geschildert, daß es für den späteren Lebensweg von Kindern wichtig ist, ob sie zur richtigen Zeit lernen, mit Lesestoff umzugehen. Um einen längeren Text zu Ende zu bringen, um ihn vollständig aufzufassen, um Gewinn aus ihm zu ziehen, bedarf es einer gewissen Selbstüberwindung. Die »Einbahnung von Geduld, Ausdauer, Beharrlichkeit und Durchhaltefähigkeit« ist notwendig, »um den Engpaß des Lesenlernens zu überwinden«. Zugleich vertieft das Lesen diese Einbahnung, es belohnt die Selbstüberwindung durch die Freude am Lesenkönnen und am Gelesenen.

Einen weiteren wichtigen Aspekt des Lesens als »Mittel der Welterfahrung« nennt die Soziologin Ruth Meyer, wenn sie die aktive Rolle erwähnt, die der Leser gegenüber seinem Text übernimmt: »Lesen ist abhängig von innerer Motivation und Leistungsbereitschaft, von aktivem Verhalten und festigt diese Eigenschaften; durch die Verschiedenheit der in der Lektüre vorgestellten Verhaltensmuster und Orientierungen übt Lesen die Fähigkeit zu Distanz und Relativierung, zu Kritik und Kreativität, zu Offenheit gegenüber Neuem«.

Es bedarf keiner Ausführung des Gegensatzes, der sich hier auftut zur öffentlichen Rede, zu den audiovisuellen Medien, die den Zuschauer-Zuhörer am Leitseil des Programms unerbittlich mit sich ziehen, die keinen Einspruch und keine Unterbrechung dulden – unter der Strafe, daß der Zusammenhang verloren geht, die Mitteilung unverständlich bleibt. Lesen – das ist, in allen Dingen und damit auch in Glaubensdingen, ein aktives, ein zu Aktivität anredendes Tun, offen für Kritik und Meditation, für Nachdenklichkeit wie für Zweifel – kurz: emanzipatorisch, um das Wort einmal im richtigen Sinne zu gebrauchen.